



Dezember 2016

# Museumsblätter

Mitteilungen des  
Museumsverbandes Brandenburg

## **NS im Museum – jenseits und dieseits der Wende**

Darstellung des NS in der Ära Honecker

Die große „Säuberung“. Was geschah 1989/90?

Darstellung des NS in der Gegenwart

# Inhalt

## NS im Museum – jenseits und dieseits der Wende Tagungsbericht

- |   |  |
|---|--|
| <p>6 <b>Grußworte</b><br/>Karin Melzer<br/>Ralf Possekel</p> <p>8 <b>NS-Geschichte im Museum</b><br/>Zur Darstellung der Zeit des Nationalsozialismus<br/>in ostdeutschen Stadt- und Regionalmuseen vor<br/>und nach 1989/90<br/>Susanne Köstering</p> <p><b>Darstellung des NS in der Ära Honecker</b></p> <p>12 <b>„Es darf sich nicht wiederholen!“</b><br/>Ausstellungen zur Zeit des Nationalsozialismus<br/>in Stadt- und Bezirksmuseen der DDR<br/>Christian Hirte</p> <p><b>Kommentar</b></p> <p>50 Jürgen Danyel</p> <p>53 <b>Diskussion</b></p> <p><b>Die große „Säuberung“. Was geschah 1989/90?</b></p> <p>56 <b>Anti-antifaschistischer Bildersturm?</b><br/>Wolf Karge</p> <p>64 <b>„Volksgemeinschaft vs. Klassenkampf“?</b><br/>Das Museum für die Geschichte der revolutionären<br/>Arbeiterbewegung in Halle<br/>Cornelia Zimmermann</p> <p>66 <b>Das Projekt „Traditionskabinett<br/>im Thälmann-Park“</b><br/>Ein Rückblick<br/>Annette Leo</p> <p>78 <b>Diskussion</b></p> | <p><b>Darstellung des NS in der Gegenwart</b></p> <p>82 <b>Wir brauchen Geschichte(n)!</b><br/>Präsentationsformen der NS-Geschichte<br/>in gegenwärtigen Dauerausstellungen<br/>Susanne Hagemann</p> <p>96 <b>Fürstenberg (Oder) 1933–1950</b><br/>Ausstellungsbereich in der permanenten Schau<br/>des Städtischen Museums Eisenhüttenstadt<br/>Axel Drieschner</p> <p>104 <b>Kommentar</b><br/>Irmgard Zündorf</p> <p>106 <b>Diskussion</b></p> <p><b>Konflikte, Probleme, Positionen heute</b></p> <p>110 <b>Impuls</b><br/>Irmtrud Wojak</p> <p>112 <b>Diskussion</b></p> <p>118 <b>Abschlussdiskussion</b></p> |
|---|--|

## Kommentar

Jürgen Danyel

Ich möchte mit meinem Kommentar dazu anregen, das mit dem Projekt „NS im Museum“ und dieser Tagung verbundene Tun noch einmal kritisch zu reflektieren. Das Vorhaben, die Darstellung des Nationalsozialismus in den Stadt- und Regionalmuseen der DDR zu untersuchen hat eine sehr große Ernsthaftigkeit entwickelt. Das haben Sie an der differenzierten Rekonstruktion und Analyse der verschiedenen Ausstellungen deutlich spüren können. Man könnte fast sagen, dass Christian Hirte – das nimmt er mir hoffentlich nicht übel, wenn ich das so sage – die Ausstellungen, die er untersucht hat, inzwischen fast besser versteht als deren einstige Macher. Das ist als ein Kompliment gedacht und ich glaube, das muss vorweg einmal deutlich gesagt werden.

Zunächst möchte ich aber dazu anregen, dass wir trotz der vielen Details, die wir in diesem und den folgenden Panels diskutieren werden, noch einmal zur Ausgangsfrage des Projekts zurückkommen. Susanne Köstering hat in ihrer Einführung bereits mit der bloßen Gegenüberstellung der Titel der ersten Konferenz von 2013 und dieser Tagung eine Veränderung in der Perspektive sichtbar werden lassen. Waren die erste Konferenz und der dazu 2015 erschienene Tagungsband noch mit der provokatorischen Frage „Entnazifizierte Zone?“ überschrieben, kommt diese Tagung weitaus nüchterner und sachlicher mit dem Titel „NS im Museum jenseits und diesseits der Wende“ daher. Nun mag man sich darüber streiten, ob der letztgenannte Titel schön ist: Zumal die DDR darin bereits „im Jenseits“ irgendwo zwischen Himmel und Hölle residiert. Aber er zeigt, dass an die Stelle der aufmerksamkeitsheischenden Vermutung von einem blinden Fleck in der ostdeutschen Museumslandschaft ein ganzes Stück mehr Nüchternheit und Ernsthaftigkeit getreten ist. Ich finde dies wichtig, weil damit die in der Rede von der „entnazifizierten Zone“ suggerierte direkte Linie vom dogmatischen Antifaschismus der DDR hin zum heutigen Unwillen der Brandenburger Museums-macher und -besucher, sich mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen, oder gar eine direkte Kontinuität zum heutigen Rechtsextremismus problematisiert wird. Insofern lädt die Tagung dazu ein, sich die in der DDR entstandenen Ausstellungen noch einmal unvoreingenommen anzuschauen. Dabei wäre dann zu diskutieren, wie weit die immer wieder angenommenen

„Traumatisierungen“ und Abwehrhaltungen der Ostdeutschen reichen, die sie in ihrer antifaschistischen Sozialisation und durch den (Nicht)Umgang der DDR mit der nationalsozialistischen Vergangenheit erfahren haben. Dies bietet die Chance, sich von eindimensionalen Erklärungen zu lösen und verschiedene Faktoren sichtbar zu machen, die uns helfen, gegenwärtige Problemlagen in der ostdeutschen Museumslandschaft und Erinnerungskultur sichtbar zu machen. Susanne Köstering hat einen sehr wichtigen Aspekt genannt, indem sie darauf verwiesen hat, dass zum Thema der Tagung unbedingt auch eine Analyse der Situation des politischen Umbruchs von 1989/90 und der mit der Vereinigung verbundenen Transformation der ostdeutschen Gesellschaft gehört. Nicht nur die DDR, sondern auch die mit ihrem Ende verbundenen geschichtskulturellen Verunsicherungen, das eilige Abräumen der alten Ausstellungen in den Museen und die damit verbundenen hitzigen Debatten um Fragen der Geschichte sind ein Teil des hier zu verhandelnden Problems. Eine ähnlich sachliche und differenzierte Diskussion über die DDR-Museumslandschaft und deren Umgang mit der NS-Vergangenheit wäre in der aufgeladenen Atmosphäre Anfang der 1990er Jahre schlichtweg nicht vorstellbar gewesen. Auch der Umstand, dass nach 1989 an die Stelle der erodierten DDR-Identität in den neuen Bundesländern ein starkes, oft idealisiertes Regionalbewusstsein trat, in dem der Nationalsozialismus gestört hat und deshalb gern ausgeblendet wurde, muss in die Ursachenforschung mit einbezogen werden.

Als Historiker finde ich es überdies sehr spannend, wenn man sich das Schicksal der DDR-Ausstellungen zum NS nach 1989 anschaut, wie listig die Geschichte oft ist. Wir haben gehört, wie hastig viele Ausstellungen zur NS-Zeit in den ostdeutschen Stadt- und Regionalmuseen kurz nach dem Umbruch im Herbst 1989 und oft von einem Tag auf den anderen abgebaut wurden. Nun, mehr als 25 Jahre später, sind sie wieder in einer Art und Weise anwesend, dass wir stundenlang über deren Konzipierung, Umsetzung und mögliche Wirkungen debattieren können. Dies zeigt einmal mehr, dass man Geschichte nicht einfach abräumen oder verschwinden lassen kann. Es ist erstaunlich wie viele Spuren von diesen Ausstellungen in dem Projekt des Museumsverbandes Brandenburg entdeckt und rekonstruiert

werden konnten. Wenn wir dabei feststellen, dass die Darstellung des Nationalsozialismus in ihnen trotz offensichtlicher Defizite keineswegs so monoton und eindimensional war, wie immer wieder vermutet, so darf man eines nicht übersehen: Wir sprechen über Ausstellungen, die – wie es der Titel dieser Sektion richtig sagt – in der Ära Honecker gemacht wurden und zwar in der Regel in deren Endphase. Ich erwähne dies deshalb, weil in unserer Diskussion, die sich mit so großer Ernsthaftigkeit auf die Details dieser musealen Praxis eingelassen hat, der historische Kontext der späten DDR-Gesellschaft etwas aus dem Blick gerät. Dieser ist nicht nur wichtig, um zu beurteilen, über welche Spielräume die damaligen Ausstellungsmacher verfügten und wo ihnen Grenzen waren. Vielmehr eröffnet sich damit eine Perspektive, in der wir auch die individuellen Beweggründe, Ansprüche und Erfahrungen der Ausstellungsmacher in den Blick nehmen können. Würden wir über die DDR-Museen in den 1950er Jahren reden, sähe die Welt ganz anders aus.

Wenn im Zusammenhang mit dem Projekt und dieser Tagung die Macher von damals zu Wort kommen, ist dies, psychologisch gesehen, so etwas wie ein verspäteter Abschied, eine kritische Rückbesinnung auf das eigene Tun, die unmittelbar nach 1989 angesichts des hastigen Abräumens in den Museen nicht möglich waren. Und zugleich können Historiker und Museumsfachleute von heute mit den Ergebnissen des Projekts Einblicke in eine verschwundene Welt erhalten. Ein solches Vorgehen birgt aber auch bestimmte Gefahren in sich, die man jetzt in so mancher mit zunehmender Distanz erfolgenden Diskussion über die DDR beobachten kann. Besonders aus westdeutscher Perspektive begegnet einem inzwischen öfter eine allzu große Sensibilität und Vorsicht im Urteilen über die DDR. Sie speist sich aus einem schlechten Gewissen darüber, dass man im Zuge der deutschen Vereinigung vielleicht manches, was mit der Lebenswelt der DDR und den Erfahrungen der Ostdeutschen zu tun hatte, zu schnell diskreditiert und abgeräumt hat. So erfreulich dieses gewachsene Einfühlungsvermögen in ostdeutsche Befindlichkeiten und Umstände ist, sollten wir dabei nicht über das Ziel hinausschießen. Wir tun den Machern von damals keinen Gefallen, wenn wir jetzt alles was sie getan haben, in das milde Licht der

überraschenden Differenzierungen und Nuancen tauchen. Nein, dort, wo die Ausstellungstexte schlecht und allzu konform waren und wo die Botschaften plakativ und dogmatisch daher kamen, sollten wir dies auch beim Namen nennen. Denn die Beteiligten wissen dies selbst am besten und man tut ihnen mit solcherart Schonung auch keinen Gefallen. Die neue Qualität und Sachlichkeit der Diskussion bedeutet keinen Verzicht auf eine kritische Sicht.

Ein weiterer Punkt für die Diskussion wäre, inwiefern die hier vorgestellten Befunde über die museale Präsentation der NS-Zeit in DDR-Museen das in der zeithistorischen DDR-Forschung formulierte Bild vom DDR-Antifaschismus und dessen Umgang mit der NS-Vergangenheit bestätigen oder modifizieren. Wobei die Frage so vielleicht etwas falsch gestellt ist. Natürlich bestätigt sich in der Museumslandschaft fast alles, was in den letzten Jahrzehnten über die Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur in der DDR geschrieben wurde. Aber das Bild wird erst vollständig, wenn man möglichst viele Felder mit ihren jeweils eigenen Ambivalenzen hinzunimmt. Es gehört zweifelsohne zu den Verdiensten des Projektes, die erstaunliche Breite der musealen Praxis in der DDR dokumentiert zu haben. Es ist wichtig, dass in dieser Tagung und in den ihr vorangegangenen Workshops die damaligen Akteure ausgiebig zu Wort kommen. Damit könnte die Diskussion in einem produktiven Sinne über die DDR hinausgehen und höchst gegenwärtige konzeptionelle und methodische Fragen unseres Umgangs mit der NS-Geschichte im Museum in den Mittelpunkt stellen. Aus den DDR-Erfahrungen ließe sich diesbezüglich sicher eine Menge lernen. Jenseits des politischen Rahmens haben sich auch und gerade die Ausstellungsmacher in der DDR mit ganz praktischen Problemen bei der Darstellung des Nationalsozialismus herumgeschlagen, die uns auch heute noch beschäftigen.

Wünschen würde ich mir, dass der deutsch-deutsche Kontext und die damit verbundenen Verflechtungen auch bei diesem Thema stärker in den Blick genommen werden. Während dieser Tagung fiel der Satz, dass sich der Umgang mit dem Nationalsozialismus nach 1985 in Ost und West auf den Konsens der berühmten Weizsäcker-Rede eingeepegelt hat. Daraus ergaben sich

ähnliche Formen der Darstellung, aber eben auch neue Möglichkeiten der Differenzierung des Geschichtsbildes, die auf beiden Seiten zum Tragen kamen. Nur ein Beispiel: Ich erinnere mich noch gut daran, wie groß das Interesse war, als die Topografie des Terrors ihre Ausstellung in Ostberlin zeigte. Dort konnte man sehen, wie man den Nationalsozialismus ganz anders darstellen kann. Zugleich waren die ostdeutschen Besucher aber genauso erstaunt darüber, dass in einer Ausstellung aus dem Westen Kommunisten vorkamen und sogar ein Foto von Erich Honecker gezeigt wurde. Diese Möglichkeit zur wechselseitigen Wahrnehmung dürfte gerade auch für Museumsmacher eine wichtige Rolle gespielt haben.

Ein Problem, über das ich mir ebenfalls eine weitergehende methodische Diskussionen wünsche würde, ist der vielfach angesprochene schwierige museale Umgang mit der auf viele Zeitgenossen wirkenden Faszination des Nationalsozialismus, seiner Verführungskraft, die nicht zuletzt von seinen Ritualen und Symbolen ausging. Damit hatte gerade die DDR große Probleme. Wenn in DDR-Ausstellungen das Hakenkreuz oder andere NS-Symbole abgebildet wurden, geschah dies in der Regel auf dem Umweg z.B. über die kritischen Fotomontagen von John Heartfield. Dieser Kunstgriff verdeutlicht eine tiefsitzende Berührungsangst mit der gesamten Symbolwelt des Nationalsozialismus, vor deren Wirkung man immer noch Angst hatte. Diese Vermeidungsstrategie und Tabuisierung hat sich tief in den DDR-Umgang mit dem Nationalsozialismus eingeschrieben und diesen Umstand und seine Effekte müsste man nochmal differenzierter untersuchen. Für die Museen ergaben sich daraus enorme Schwierigkeiten u.a. für das Bildprogramm, das auf dieser Grundlage für die Darstellung der NS-Zeit zur Verfügung stand. Bereits das unbedarft neugierige Nachzeichnen eines Hakenkreuzes durch ein Kind konnte, wenn es entdeckt wurde, in der DDR zu einem politischen Sakrileg werden und viel Ärger bedeuten. Auch das Sammeln von Objekten aus der NS-Zeit wurde unter diesen Bedingungen zu einem enormen Problem für die DDR-Museen. Die zu Recht beklagte Armut der Darstellung, die wir in den untersuchten Ausstellungen beobachten, lag sicherlich auch daran. Diese Tabuisierung kann man als einen schwerwiegenden genetischen Effekt der

in der DDR praktizierten Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit bezeichnen. Die damit verbundenen methodischen Probleme beschäftigen uns in abgewandelter Form auch heute noch.

Ich war am Anfang eher skeptisch, was es bringen wird, diese Ausstellungen noch einmal mit viel Mühe zu rekonstruieren und zu diskutieren. Die dabei zutage tretenden Differenzierungen und Spielräume wie auch die Variationsbreite der kuratorischen Zugänge haben mich dann doch überrascht. Standen vor allem die Texte in solchen Ausstellungen im Fokus der staatlichen Kontrolle, finden wir den Eigensinn der Museumsmacher in anderen Feldern wie der Gestaltung oder Objektpräsentation. Überrascht hat auch, wie breit zumindest in der späten DDR der Holocaust und jüdische Geschichte in den untersuchten Ausstellungen vorkamen. Hier muss so manches sehr holzschnittartige Urteil überprüft werden. Auch dies ist nur aus dem politischen und gesellschaftlichen Kontext zu erklären: Die DDR wollte sich nun die gesamte deutsche Geschichte aneignen und auch außenpolitisch – Honecker wollte in die USA reisen – war die Sensibilisierung gegenüber der jüdischen Geschichte politisch gewünscht. Jenseits des damit verbundenen Kalküls der SED ergaben sich daraus neue Spielräume für die Geschichtsdarstellungen in den Museen, die die Akteure auf jeweils eigene Weise für sich nutzen konnten. Auch dies spricht dafür, die detailgenaue Rekonstruktion musealer Praktiken in der DDR immer wieder in den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext einzubetten.

## Diskussion

### Diskussionsteilnehmer

Hans Peter Freimark, DDR-Geschichtsmuseum Perleberg; Dr. Christian Hirte, Kurator und Museumsberater, Berlin; Dr. Wolf Karge, Publizist und Museumsberater, Schwerin; Katharina Kreschel, ehem. Mitarbeiterin im Museum im Frey-Haus, Brandenburg a. d. H.; Annette Leo, Historikerin und Publizistin, Berlin; Dr. Andreas Ludwig, Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam; Dr. Kurt Schilde, Historiker, Potsdam; Markus Wicke, Förderverein des Potsdam Museums e. V.

### Moderation

Dr. Susanne Köstering, Museumsverband des Landes Brandenburg e. V.

**Freimark** Als ich die ersten Ausstellungen über die Zeit 1933 bis 1945 gesehen habe, wurde mir als Jugendlicher immer nicht klar, was da eigentlich passiert ist. Ist der Hitler aus der Hölle gekommen oder vom Himmel gefallen? Die Zeit vorher: was war da los? Erst verllorener Erster Weltkrieg, Versailler Vertrag, unwahrscheinlich hohe Arbeitslosigkeit, Inflationszeit, Hunger bei den Leuten. Und dann kam jemand, der ein Buch schrieb, ein seltsames Buch, das die meisten nicht gelesen haben, aber Ausschnitte kannten. Und sie sind darauf abgefahren. Unsere Eltern waren doch keine Mörder, aber wie kriegt man durch Manipulation Menschen dazu, Sachen zu machen, die sie gar nicht tun wollen? Und das ist nicht nur Vergangenheit, das ist auch Gegenwart. Und das muss, denke ich, in solchen Ausstellungen auch zum Ausdruck kommen. Wie kam es, welche Gefahr ist auch in der Gegenwart und Zukunft noch drinnen.

**Leo** Der Fortschritt der Ausstellungen in den späten 80er Jahren bestand darin, dass plötzlich das Thema Judenverfolgung, Holocaust (wird natürlich noch nicht so genannt) dort auftaucht, aber das Merkwürdige ist eigentlich, man hat es ja an allen diesen Ausstellungstafeln gesehen, es tauchen nur so Reflexe auf. 1938, Brand der Synagogen, überall der siebenarmige Leuchter, das ist, glaube ich, ein deutsch-

deutsches Phänomen, jüdisches Leben immer mit dem siebenarmigen Leuchter darstellen zu wollen. Das ist nicht nur bei der DDR anzusiedeln. Aber im Grunde genommen fehlt, außer ein paar Zahlen von Ermordeten, der Kontext, der Zusammenhang, die persönlichen Geschichten, bis auf einige wenige Ausnahmen, die sehr positiv bemerkt wurden, wenn also zum Beispiel jüdische Bürger aus den jeweiligen lokalen Zusammenhängen zumindest mit dem Namen und mit dem Foto auftauchen. Aber im Grunde genommen ist es so: guckt mal, wir haben jetzt hier auch dieses Thema, aber eigentlich wird darüber nicht informiert, oder fast nicht.

**Hirte** Es werden Nazis nicht genannt, es werden Juden nicht genannt. Bei den Nazisachen ist es sogar so, dass oftmals die Objekte gar nicht angesprochen werden. So, als wären sie so noli-me-tangere-Objekte, also Unberührbares oder so etwas. Es wird in der Präsentation sowas wie Nähe und Distanz aufgemacht, und die größte empathische Nähe besteht zweifelsohne zu dem ermordeten kommunistischen Widerstandskämpfer. Das ist einfach so.

**Ludwig** Ich wollte erst mal vielen Dank sagen für dieses genaue Auslesen der Ausstellung, weil es, glaube ich, ein gutes methodisches Mittel ist, um nachträglich Argumentationsstränge und Denkweisen klarer zu machen, die ja nicht tagebuchartig mitnotiert werden von unseren Kuratorinnen und Kuratoren. Und das Erste, was mir aufgefallen ist, ist die Parallelität zur Entwicklung in der Bundesrepublik. Wir haben seit Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre überhaupt so etwas wie die Entwicklung eines historischen Ausstellungswesens. Das ist eine völlig neue Geschichte. Ich glaube, dass man berücksichtigen muss, dass sowas in der DDR schon seit den 50er Jahren passiert, während in der Bundesrepublik gar nichts passiert im Sinne von rein historischen Ausstellungen. Da würde ich mir insgesamt mehr Vergleich wünschen, damit man das besser einordnen kann. Später, in den 80er Jahren, wird das im Westen ziemlich intensiv reflektiert, das kann man aus der Literatur ersehen. Ich finde das in dieser Parallelität einfach spannend. Das heißt nicht, dass ihr das jetzt alles schon gemacht haben müsstet.



**Karge** Wir sprechen über die 80er Jahre. Und in den 80er Jahren hat es einen Paradigmenwechsel gegeben in der offiziellen Geschichtspropaganda von der einseitigen Darstellung hin zu Erbe und Tradition. Diese Begrifflichkeit ist ja eingeführt worden zu dieser Zeit und Erbe und Tradition bedeutete, wir konnten viel mehr rausziehen aus dem, was an Geschichtsmöglichkeiten darstellbar war. Das ist der eine Fakt. Der zweite Fakt ist, dass sich kein DDR-Nationalbewusstsein entwickeln ließ. Diese Erkenntnis war gewachsen und es gab einen Rückgriff auf Regionalbewusstsein. Thüringer, Mecklenburger und so weiter, sogar Vorpommern durften wieder genannt werden. Dieses Regionalisieren hat uns in unserer Museumsarbeit erheblich geholfen und mein lieber Kollege Knitter hat ganz wesentlich davon profitieren dürfen, dass die Preußen kamen. Die Preußen waren plötzlich als museumsdidaktische, museums-spezifische Erscheinung der Geschichte präsentabel. Das sind Dinge gewesen, mit denen wir in den Museen sehr, sehr gut arbeiten konnten.

**Wicke** Ich habe solche Ausstellungen gesehen im Alter von 16, 17 Jahren hier in Potsdam, aber auch in meiner Heimatstadt Salzwedel. Und ich stelle mal die These auf, dass es eine Art unausgesprochenes Bündnis gab zwischen Ausstellungsmacher und Besucher. Man wusste, man musste diese Überschriftentexte machen, und die Offiziellen haben diese Texte wahrscheinlich genau gelesen, aber man wusste schon, die Besucher lesen diese Texte wahrscheinlich eher nicht, die gucken sich eher die Objekte an, lesen die Objekttexte und lesen vielleicht sozusagen diese zweite Ebene, also das, was die Ausstellungskuratoren gemacht haben und das hat, glaube ich, ganz gut funktioniert. Denn diese Über-texte, die hatte man (ich spreche jetzt eher von Jugendlichen) natürlich bis zum Überdruß in der Schule, im Unterricht und so weiter. In meiner Heimatstadt oder auch in Potsdam haben mir diese Ausstellungen sehr geholfen, weil sie eben vieles illustriert haben und das lief, glaube ich, eher über die Inszenierung, über die Objekte und über die Objekttexte. Diese Ausstellungen stehen ja nicht im luftleeren Raum, sondern im Rahmen eines Bildungsprogramms in der DDR vom Unterricht bis zum Besuch von Gedenkstätten. Aber es gab neben dieser offiziellen Verlautbarung auch die Alltagser-fahrung, Gespräche in der Familie über diese Zeit, die

natürlich auch stattfanden. Und man wusste schon, ja, ja, wenn man in das Museum reinkommt, wird man so eine offizielle Verlautbarung finden, aber es gibt eine Ebene drunter. Man sieht bei einigen Ausstellungen hier sehr deutlich, dass damit auch so ein bisschen gespielt wurde.

**Schilde** Der Begriff Dauerausstellung suggeriert ja etwas, was eigentlich gar nicht stimmt. Dass nämlich eine Dauerausstellung für die Dauer steht. Genauso wie jemand, der zu lebenslänglich verurteilt ist, nicht lebenslang im Zuchthaus ist, so ist wird eine Dauerausstellung auch nicht zeitlich unbegrenzt gezeigt. Was ich damit sagen will: Ich würde bei der Interpretation der Ausstellungen, so wie wir die heute gehört haben und morgen hören, berücksichtigen, dass eine Ausstellung auf veränderte Bedürfnisse reagieren muss. Ich erinnere nur mal daran, dass in den letzten Jahren der Trend zunehmend hin zu biografischen Ausstellungen geht oder dass wir jetzt mit Medienapplikationen arbeiten, was ja damals kein Thema war. Also sollten wir nicht nur die politische Dimension berücksichtigen, sondern auch ausstellungs-praktische Überlegungen anstellen.

**Kreschel** Eines möchte ich korrigieren, die Ausstellung im Stadtmuseum Brandenburg wurde 1976 eröffnet, da waren die Aspekte der 80er Jahre noch nicht relevant, aber das Problem der Euthanasie und der Juden-verfolgung habe ich in der Ausstellung drin. Die erste Ausstellung stammte aus den 50er Jahren, der Kollege hatte diese Problematik auch bereits dargestellt. Denn ganz in der Nähe vom Museum befand sich die Euthanasiestätte. – Ich habe viele Gruppen durch die Ausstellung geführt und diese Gruppen waren in der DDR-Zeit Brigaden, auch Kollektive, ja, und Schulklassen. Da der Raum sehr klein war, konnte ich höchstens zehn Personen betreuen. Das haben wir auch entsprechend gelenkt. Erwachsene Besucher haben sich zu den einzelnen Objekten geäußert, da es eine regionale Ausstellung war. In Brandenburg kannte man die führenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit, sodass ein Bezug auch dann gleich da war. Zum Beispiel Max Herm, Widerstandskämpfer: Die Exponate, die er mir gegeben hat, haben natürlich eine sehr große Aussagekraft gehabt. Weil ich dann direkt schreiben konnte, also Max Herm hat dann und dann von Ernst Grobe

diesen Tabakkasten bekommen für Solidaritätsleistung und so weiter. Das sprach sehr an. Es gab auch Situationen, die für einen Museumsmenschen sehr peinlich sind. Ich habe einen Anzug erläutert, und zwar hatte der dem Brotschneider aus dem Zuchthaus Brandenburg gehört, der Solidarität geübt hatte, indem er Brotportionen an verschiedene Häftlinge verteilt hatte, also nicht nur an die Kommunisten, sondern auch an andere Personen. Und da hat sich dann ein junges Mädchen hingestellt und gesagt, das interessiert mich ja überhaupt nicht, ich gehe raus. Und da habe ich dann gesagt, na bitte, gehen Sie raus, ich habe nichts dagegen. Die hat dann auf dem Hof auf die Gruppe gewartet. Das ist natürlich bitter, wenn man durch solche Ausstellungen führt und ein Jugendlicher das einfach so ablehnt. – Zu Herrn Hirte möchte ich noch sagen, was der in meine Ausstellung alles reingelegt hat, darüber habe ich mir eigentlich gar keine Gedanken gemacht, und jetzt erfahre ich schon zum zweiten Mal, was da alles so zu interpretieren ist. Ich habe die Ausstellung als Auftrag gemacht, habe mich als Ethnograf bemüht, sie sehr exponatenreich zu machen, sehr nah am Menschen zu sein, und die Ausstellung ist eigentlich ganz gut angekommen. Eine Sache wurde immer wieder kritisiert, nämlich dass wir die politische Situation in Brandenburg nicht dargestellt haben. Dieser Bereich war nicht erforscht. Und ich bin Ethnograf, ich habe mich an eine historische Darstellung nicht gewagt.

**Köstering** Sie haben auf das Beste bestätigt, was Herr Danyel schon sagte. Herr Hirte erzählt mehr über die Ausstellung, als die Ausstellungsmacher selber über die Ausstellungen wussten, als sie sie gemacht haben. Das ist manchmal auch heute so. Wenn Sie Ausstellungen analysieren und gucken ganz genau hin, was steht denn da, warum, wie, wo, was und was sagt uns das? Das ist etwas ganz anderes, als eine Ausstellung zu machen, zu produzieren, zu überlegen, welches Thema will ich haben, wie will ich es zeigen, welche Objekte habe ich dafür? Innensicht und Außensicht sind wirklich komplett unterschiedlich. Durch die Analyse kann vieles herauskommen, denn gehen wir mal davon aus, dass nichts zufällig geschieht. Es treten Dinge zu Tage, die in den Ausstellungen stecken, aber den damaligen Produzenten so nicht bewusst gewesen sind, aber trotzdem da sind und die man trotzdem ernst nehmen muss.

Auch Auslassungen, die man vielleicht nicht sehen kann, die durch ergänzende Berichte, oder durch Archivalien und durch Vergleiche zu Tage kommen. Eine Ausstellung zu analysieren ist nie abgeschlossen, und alleine die Debatte darüber, dem Versuch, sich dem anzunähern, indem man sie sich im ersten Schritt, so genau es möglich ist, erst einmal zu Gemüte führt, das führt einen auf die Spur von individuellen Motivationen, Hintergründen und Kontexten, dem direkten, näheren Umfeld bis hin zur ganz großen Politik und Gesellschaft in der jeweiligen Zeit. Diese detailgenaue Herangehensweise – ohne gleich den großen Wurf zu machen. die Einordnung und die fertige Interpretation – diesen Weg sollte man Schritt für Schritt gehen und nicht vorzeitig abkürzen, indem man meint, schon alles verstanden und begriffen zu haben.